Harald Welzer,
Hans-Georg Soeffner,
Dana Giesecke (Hg.)

Klima Kulturen

Soziale Wirklichkeiten im Klimawandel

campus

© Campus Verlag GmbH

© Campus Verlag GmbH

Harald Welzer, Hans-Georg Soeffner,
Dana Giesecke (Hg.)

KlimaKulturen

Soziale Wirklichkeiten im Klimawandel

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter http://dnb.d-nb.de abrufbar.
ISBN 978-3-593-39195-3

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2010 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln
Umschlagmotiv: Worldprocessor [29-3] Ozonloch © 1988–2010, Ingo Günther / worldprocessor.net
Courtesy: Nova Rico Museum of Globes, Florenz
Druck und Bindung: Beltz Druckpartner, Hemsbach
Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

KlimaKulturen
Harald Welzer, Hans-Georg Soeffner und Dana Giesecke 7

Haben die Geisteswissenschaften die Zukunft vergessen?
Michael Hagner 20

Klima des Wandels oder Wie wird die grüne Moderne möglich?
Ulrich Beck 33

Kultureller Wandel: Zur kulturellen Bewältigung des Klimawandels
Ludger Heidbrink 49

Globale Strukturanpassung: Weltwirtschaft und Weltpolitik in den Grenzen des Erdsystems
Dirk Messner 65

Klimawandel: Das Ende der geotopologischen Identität
Birger P. Priddat 81

Wohin mit den Klimakatastrophen?
Lars Clausen 97

Klimaverantwortung als Verteilungsproblem
Dieter Birnbacher 111

Individuelles Umweltverhalten – Probleme, Chancen, Vielfalt
Andreas Ernst 128

© Campus Verlag GmbH

Nicht hier, nicht jetzt, nicht ich – Über die symbolische Bearbeitung eines ernsten Problems
Udo Kuckartz 144

Architektur und Städtebau im Spannungsfeld von klimakultureller Prägung und sozialökonomischer Entwicklung
Bernd Hunger und Werner Wilkens 161

Klimaschutz durch Urban Governance
Ulrich Battis 180

»Die Politik ist das Schicksal« – Philosophische Bibliotheksgespräche über das Global Warming im Jahre 50 v. Chr.
Thomas Schirren 190

Der Pfirsich von Paris – Ein Essay über die Klimakultur des französischen Südwestens
Nils Minkmar 212

Das Wort für die Sache halten – Über den Begriff »Verlierer«
Ingo Schulze 222

Vom Klima zur Gesellschaft: Klimageschichte im 21. Jahrhundert
Franz Mauelshagen und Christian Pfister 241

Das Klima der Geschichte: Vier Thesen
Dipesh Chakrabarty 270

Autorinnen und Autoren 302

© Campus Verlag GmbH

KlimaKulturen

Harald Welzer, Hans-Georg Soeffner und Dana Giesecke

I. Klimawandel als ungedeuteter Kulturwandel

Anfang 2007 verstörte der Umweltrat der Vereinten Nationen die Weltöffentlichkeit mit drei Berichten, die klar machten, dass das Klimasystem, wenn man mit den CO_2-Emissionen so weitermache wie bisher, über kurz oder lang kollabiere. Die Aufregung über all das, was die Wissenschaftler verkündeten, war freilich nicht nachhaltig, unter anderem deswegen nicht, weil schnell klar wurde, dass die Folgen der Klimaerwärmung äußerst ungleich verteilt sein würden. Während die Länder des Südens künftig unter Dürren, Überschwemmungen, Bodenverlusten etc. zu leiden haben, können in den nördlichen reichen Ländern durchaus positive Effekte auftreten – für den Tourismus, die Landwirtschaft und die Industrie, sofern letztere umwelttechnologisch engagiert ist.

Die schlechten Nachrichten des *Intergovernmental Panel on Climate Change* (IPCC) haben also zunächst eine erhebliche Dissonanz in den Gemütern der Menschen hervorgerufen, die sich dadurch erfolgreich reduzieren ließ, dass man sie in gewohnte Wahrnehmungsrahmen und Problemlösungsbeziehungsweise Nichtlösungsstrategien einsortierte. Mit der Finanz- und Wirtschaftskrise der Jahre 2008 und 2009 war das Thema endgültig in die zweite Reihe der Aufmerksamkeit gerückt. Heute lässt sich resümieren, dass das Problembewusstsein gestiegen, die Veränderungsbereitschaft aber konstant geblieben ist. Dieser für Mediengesellschaften nicht erstaunliche Befund geht vor allem darauf zurück, dass die Dimension des Problems Klimawandel für die sozialen und kulturellen Lebenslagen der Zukunft überhaupt noch nicht ausgemessen ist. Nach wie vor scheint man mehrheitlich davon auszugehen, dass der westliche Lebensstil in seiner bedenkenlosen Nutzung und Verschwendung extern bezogener Ressourcen globalisierungsfähig ist und man vor diesem Hintergrund auch in 20 Jahren

© Campus Verlag GmbH

noch derselben Kultur des Konsums und der Zerstreuung frönen könne wie heute.

Aber der Klimawandel ist in vielerlei Hinsicht eine unterschätzte, bislang sogar weitgehend unbegriffene soziale Gefahr – und gegenwärtig ist nicht einmal klar, ob demokratische Gesellschaften überhaupt in der Lage sind, jene Umsteuerungen in Gang zu setzen, die die Abwendung der Gefahr – beziehungsweise die Anpassung an ihre Folgen – zwingend erfordern. Das betrifft alle wirtschaftlichen und sozialen Fragen, die aus dem doppelten Druck von Ressourcenverknappung einerseits und Emissionssteigerung andererseits resultieren, ebenso wie die brisante Frage der Generationenungerechtigkeit oder die nach der Ressourcenkonkurrenz und den damit verbundenen Sicherheitsproblemen.

Es könnte sein, dass der ungeplante und ungleiche Entwicklungsprozess der Menschheit mit der ungebremsten Klimaentwicklung eine negative Dynamik erreicht hat, hinter der Wahrnehmungs-, Deutungs- und Problemlösungsformen, die sich über Jahrzehnte und Jahrhunderte herausgebildet haben, nur nachhinken können. Das weithin fehlende Vermögen, eine globale Bedrohung mit angemessenen Dimensionen zu versehen, spricht dafür, ebenso wie die verbreitete Indolenz gegenüber den Gewaltfolgen, die mit dem Klimawandel faktisch und potentiell verbunden sind. Und natürlich sind es die in internationaler Perspektive völlig disparaten Interessenlagen, die ein entschlossenes, gemeinsames Abbremsen des Erwärmungsanstiegs auch mittelfristig verhindern werden. Die nachholenden Industrialisierungsprozesse in den Schwellenländern, der ungebrochene Energiehunger der frühindustrialisierten Staaten und die globale Verbreitung eines auf Wachstum und Ressourcenvernutzung setzenden Gesellschaftsmodells lassen es als unrealistisch erscheinen, dass ein Abstoppen des globalen Temperaturanstiegs bei plus 2 Grad bis zur Mitte des Jahrhunderts erreicht werden wird. Und dies ist eine Aussicht, die nur auf die lineare Betrachtung der Dinge zurückgeht; autokatalytische Prozesse, die zur Beschleunigung der Entstehung sozialer Klimafolgen und zur Eskalation von Gewalt führen können, sind darin noch gar nicht berücksichtigt.

Auf der geophysikalischen Ebene können nichtlineare Prozesse auftreten, die das Klimaproblem radikal verschärfen würden – wenn etwa das Auftauen der Permafrostböden Methan in ungeheuren Mengen freisetzt, was seinerseits das Klima beeinflusst, wenn Waldverluste oder Meerwasserübersäuerungen einen kritischen Punkt erreichen und bislang noch unabsehbare Dominoeffekte erzeugen. Auf der sozialen Ebene gilt dasselbe –

© Campus Verlag GmbH

wenn etwa Begehrlichkeiten um Rohstoffe Konflikte auslösen, die ihrerseits Flüchtlingsbewegungen zur Folge haben und Grenzkonflikte sowie Piraterie verstärken. Das alles kann inner- sowie zwischenstaatlich zu unberechenbarer Gewalt führen. Die Logik sozialer Prozesse ist nicht linear; das gilt auch für die Folgen des Klimawandels. Nichts in der Gewaltgeschichte der Menschen deutet darauf hin, dass Zeitspannen des Friedens zugleich dauerhaft stabile Gesellschaftszustände anzeigen; die Vergangenheit belegt, dass der massive Gebrauch von Gewalt *immer* eine Handlungsoption darstellt.

Gegenwärtig lassen sich Vertiefungen der Asymmetrien in den globalen Kräfteverhältnissen genauso beschreiben wie Kriege, die ihre Ursache im Klimawandel haben und zu ganz neuen Formen endloser Gewalt führen können. Da die härtesten Klimafolgen die Gesellschaften mit den geringsten Bewältigungsmöglichkeiten treffen, wird die weltweite Migration im Laufe des 21. Jahrhunderts zunehmen und jene Gesellschaften zu radikalen Problemlösungen veranlassen, in denen die Zuwanderung als Bedrohung empfunden wird. Grundsätzlich scheint es wider unserer Vorstellung, dass ein *naturwissenschaftlich* beschriebenes Phänomen wie die Klimaerwärmung soziale Katastrophen, Systemzusammenbrüche, Bürgerkriege, Völkermorde einschließt. Aber viel vorauseilende Phantasie ist gar nicht nötig, um sich das vorzustellen, lassen sich doch bereits für die Gegenwart umweltbedingte soziale Gewaltkonflikte und verstärkte Sicherungsmaßnahmen feststellen.

Trotzdem wurde der Klimawandel bislang als ein Phänomen betrachtet, das in das Ressort der Naturwissenschaften fällt. Angehörige der Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften interessierten sich allenfalls privat, kaum aber professionell für die globale Erwärmung, obwohl die Meteorologen, Ozeanologen, Palaoarchäologen und Glazeologen in seltener Übereinstimmung zum Teil schon seit mehreren Jahrzehnten nicht nur belegen, dass die globale Durchschnittstemperatur steigt, sondern auch, dass die menschliche Emissionstätigkeit, insbesondere der Ausstoß von CO_2, maßgeblich für diesen Anstieg verantwortlich ist. Dabei liegt eine besondere Komplikation darin, dass die Ursachen für die sich gegenwärtig abzeichnenden Probleme mindestens ein halbes Jahrhundert zurückliegen und nach dem damaligen Stand der naturwissenschaftlichen Forschung gar nicht antizipierbar waren. Noch komplizierter wird das Ganze, wenn gegenwärtige Interventionsstrategien gegen die – seinerzeit nicht antizipierbaren Handlungsfolgen – nur höchst unsichere und überdies in einer zeit-

© Campus Verlag GmbH

lich weit entfernten Zukunft Erfolge bringen können. Hier ist die zeitliche Beziehung zwischen Handlung und Handlungsfolge generationenübergreifend verlängert und darüber hinaus nur durch wissenschaftliche Vermittlung darstellbar. Sinnlich erfahrbar ist sie kaum. Das macht es leicht, das Problem zu ignorieren oder ernsthafte Versuche zu seiner Bewältigung auf ein fiktives »Später« zu vertagen.

Die materiellen und institutionellen Infrastrukturen sind – ebenso wie die mentalen Dispositionen – träge und ihre Veränderung eine Aufgabe, die der Bewältigung der ersten industriellen Revolution in nichts nachsteht. Zugleich machen der Wachstums- und Modernisierungsanspruch der Schwellen- und Entwicklungsländer den Übergang in ein postcarbones Zeitalter schwierig: Was an Emissionen in einer Region der Welt eingespart wird, wird durch die wirtschaftliche Entwicklung in einer anderen Region überkompensiert. Aus diesem Grund weist die Emissionsstatistik trotz des Kyoto-Regimes jedes Jahr Zuwächse aus, und mit jedem Jahr wird es aufwendiger, das globale Gesamtaufkommen zu verringern. Beim anthropogenen Klimawandel hat man es mit einer »Konsequenzerstmaligkeit« im Sinne Arnold Gehlens zu tun – einem Geschehen, das die tradierten Referenzrahmen für Problemwahrnehmungen und Lösungsversuche zunächst schon deshalb überfordert, weil es in vielerlei Hinsicht präzedenzlos ist. Gleichwohl, und das ist heute schon sichtbar, werden die Folgen der Klimaerwärmung die Lebens- und Überlebensbedingungen erheblich verändern. Das geschieht zwar in regional höchst unterschiedlichen Schüben, in jedem Fall jedoch mit äußerst massiven ökonomischen, politischen und mentalen Konsequenzen. Man denke an die Tragweite des anthropogenen Klimawandels für demokratische Staatswesen: Denn was bedeutet das Auseinanderfallen von zeitlich zurechenbaren Verursacher-Folgen-Ketten für die Entwicklung von politischem Bewusstsein und für politische Entscheidungen überhaupt? Und weiter: Welchen Einfluss hat die in diese Prozessdisparatheit eingebaute Verantwortungslosigkeit darauf, wie die mit dem Klimawandel entstehenden sozialen Folgen und Lösungsmöglichkeiten wahrgenommen werden? Welche Lösungen, welche politischen Optionen wird man in einigen Jahren für möglich halten, die heute noch ganz undenkbar scheinen?

Natürlich werden ein Erd- und Klimasystem, in welcher konkreten Ausformung auch immer, auch künftig weiterbestehen, gleichgültig, ob es auf der Erde im Durchschnitt 2, 4 oder 8 Grad wärmer oder kälter wird. Die Evolution als solche vollzieht sich »wertneutral«. Sie ist gegenüber

© Campus Verlag GmbH

Veränderungen vollkommen leidenschaftslos. Erst mit der Entstehung einer Art, die fähig ist, distinkte Zeitzonen zu entwerfen und Gegenwärtiges von Vergangenem und Zukünftigem zu unterscheiden, kommt es auch zu der Unterscheidung von unveränderbar Gegebenem, gegenwärtig im Handeln faktisch zu Lösenden und zukünftig Gewünschtem oder Befürchtetem: von Sein und Sollen. Die prähumane Evolution kennt diese Unterscheidung nicht. Sie hat und braucht keine Ethik. Weder ist der Löwe, der die Gazelle schlägt, ein Mörder, noch begehen Methan ausstoßende Büffel- und Rinderherden eine Klimasünde. Demgegenüber gilt für das von Menschen verursachte Leiden und Sterben keinerlei Wertneutralität.

Eine Art, die einerseits von sich weiß, dass auch sie Teil »der« Natur ist, die sich aber andererseits charakterisiert durch »natürliche Künstlichkeit« (Helmuth Plessner), reagiert weder »ungebrochen« instinktiv, noch passt sie sich rein reaktiv an. Die im Gegensatz zu anderen Lebewesen relativ offene Antriebsstruktur des Menschen, seine »Nichtfestgelegtheit«, macht ihn sowohl zum »Spezialisten auf Nichtspezialisiertsein« als auch zum »riskierten Wesen« (Konrad Lorenz). Er hat keine natürliche Umwelt, sondern muss sie sich aufbauen: Die dem Menschen entsprechende Umwelt, »seine« Welt, ist künstlich. Sie ist das, was er aus der Natur und aus sich selbst zu schaffen versucht: Kultur. Für diese Kultur, seine Welt, trägt er Verantwortung. Zwar kommt keine Ethik der Welt um die Tatsache herum, dass wir, ob wir wollen oder nicht, einerseits oft verantwortungslos handeln (müssen) und unsere Verantwortungslosigkeit erst im Nachhinein bewusst wahrnehmen, andererseits jedoch nicht für alles und alle »persönlich« Verantwortung übernehmen können. Ebenso wenig aber kann sich irgendeine Pragmatik davon freisprechen, für die Folgen ihres Handelns aufkommen und diese ethisch legitimieren zu müssen.

Als Kultur- und Zeitwesen sind wir weit mehr durch vorgreifende Anpassung als durch reaktive Assimilation geprägt. Zwar sind und bleiben wir Teil einer alles umgreifenden Evolution, die unter anderem auch unser futurisches Anpassungsverhalten hervorgebracht hat, aber wir wissen auch, dass wir für diese evolutionäre Mitgift bezahlen müssen. Einerseits zwingt uns die Erfahrung unserer natürlichen Künstlichkeit die Einsicht in Endlichkeit, Schwäche und Mängelhaftigkeit auf und damit den ständigen Appell zur Verbesserungsbedürftigkeit; andererseits lernen wir, während wir zu steuern versuchen, dass wir selbst gesteuert sind. Mit der Entstehung der menschlichen Art (im doppelten Sinne: der »artifiziellen« Spezies) hat

© Campus Verlag GmbH

sich die Evolution – metaphorisch gesprochen – im Menschen als getriebenem Treiber, und nur in ihm, eine reflexive Komponente zuerteilt. Beide, futurisch-instrumenteller Antrieb und reflexiver Anstoß zur Legitimation der vorgreifenden Anpassungsmaßnahmen, sind im Menschen zusammengeschlossen. Und je mehr unser Steuerungspotential anwächst, umso mehr verstärkt sich einerseits der Verbesserungsdruck: die Verantwortung dafür, Leiden zu verringern; damit wächst andererseits im gleichen Maße der Legitimationsdruck gegenüber der Wahl unserer Optionen und Mittel. Durch diese wechselseitigen Verstärkungsprozesse werden zwei Möglichkeiten für immer verschlossen: Stillstand und Rückwendung. Für den Menschen gehören dementsprechend Klima und Kultur ebenso zusammen wie Klimawandel und Kulturwandel.

Nur im Rahmen eines solchen Kulturverständnisses können Techniken entwickelt werden, in denen Messungen vergangener Zustände Prognosen zukünftiger Verhältnisse erlauben. Allein diese erkenntnistheoretische Dimension macht den Klimawandel zu einem kulturwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstand. Der »Natur« ist notwendigerweise gleichgültig, ob es Menschen gibt oder nicht, umgekehrt gilt das nicht: Gerade der Klimawandel macht deutlich, in welch ausgeprägtem Maße menschliche Überlebensgemeinschaften von der Existenz freundlicher klimatischer Bedingungen abhängig sind – im biologischen Wärmehaushalt, in den Ernährungsmöglichkeiten, in der Energieversorgung, aber auch in den vielen luxurierenden Aspekten des menschlichen Lebens, die mit schierer Subsistenz nichts mehr zu tun haben. Der Hurrikan *Katrina* hat 2005 binnen weniger Stunden die soziale Ordnung einer Großstadt in der weltweit größten Industrienation völlig zusammenbrechen lassen, und jeder Wintersturm in Mitteleuropa ist mühelos in der Lage, die Verkehrssysteme augenblicklich kollabieren zu lassen. Die Hitzewelle, die Mitteleuropa im Jahr 2003 heimgesucht hat, forderte 30.000 Todesopfer, dem deutschen Robert-Koch-Institut wurden 2009 im Zuge der erwärmungsbedingten Ausbreitung der von Zecken übertragenen Enzephalitis 305 Fälle gemeldet – aus Regionen und Landkreisen, in denen solche Infektionen vor wenigen Jahren noch undenkbar waren. Die Mittelaufwendungen für den Küsten- und Hochwasserschutz sind vom Klimawandel genauso betroffen wie der Fischfang oder der Weinbau. Da es kaum einen gesellschaftlichen Reproduktionsbereich gibt, der von den Folgen der Klimaerwärmung nicht tangiert ist, hat Nicholas Stern, der ehemalige Chefökonom der Weltbank, vor drei Jahren berechnet, dass die volkswirtschaftlichen Kosten des Klima-

© Campus Verlag GmbH

wandels bei etwa einem Fünftel des weltweiten Bruttoinlandsprodukts liegen. Was dies zum Beispiel für die wohlfahrtsstaatlichen sozialen Sicherungssysteme der frühindustrialisierten Länder oder für die Gestaltung der Versorgungsinstitutionen in den Schwellen- und Entwicklungsländern bedeutet, kann von heute aus nur in Umrissen antizipiert werden. Dasselbe gilt für die Veränderung geostrategischer und ressourcenpolitischer Optionen und für die Entstehung neuer Gewaltquellen.

II. Klimawandel als gedeuteter Wandel: KlimaKultur

Schon diese wenigen Hinweise genügen, um deutlich zu machen, dass der anthropogene Klimawandel ein Phänomen darstellt, das der Expertise der geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen dringend bedarf: beginnend mit der Frage, innerhalb welcher historischer und kultureller Referenzrahmen ein solches Phänomen überhaupt gedeutet wird. Die Expertise betrifft den historischen Erfahrungshaushalt in Bezug auf antizipierte, gefühlte oder erlebte Katastrophen genauso wie die dazugehörigen Deutungsrahmen. Sie bezieht sich ebenso auf die kulturellen Praktiken und Sinnkontexte, die zur Verursachung anthropogenen Klimawandels geführt haben, wie auch auf das weite Feld seiner gesellschaftlichen, politischen, psychologischen und juristischen Bearbeitung. Nicht zuletzt fordert sie das menschliche Deutungs- und Sinngebungspotential heraus: die philosophische Bearbeitung von Aspekten der Gerechtigkeit und Verantwortung sowie die philologische beziehungsweise literarische Sprachkritik und die wissenssoziologische Analyse kollektiver Deutungsfiguren.

Vor diesem Hintergrund erschließt sich, wie eklatant das Versäumnis der Geistes- und Kulturwissenschaften ist, die das Feld der KlimaKulturen bislang weitestgehend unbestellt gelassen haben – und es ist selbst erklärungsbedürftig, warum dies so ist. Der wichtigste Grund für den auch in anderen Hinsichten zu verzeichnenden Rückzug der Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften aus der gegenstandsbezogenen Theoriebildung und vor allem aus dem öffentlichen und politischen Diskurs ist aus unserer Sicht begründet durch den Systemzusammenbruch des Ostblocks im Jahr 1989. Nicht nur wurde diese tiefgreifende Veränderung der weltpolitischen Figuration von niemandem, eben auch nicht von den dafür eigentlich zuständigen Deutungswissenschaften, vorhergesehen; für viele Kolleginnen

© Campus Verlag GmbH

und Kollegen wurden mit diesem Ereignis auch die bis dahin gültigen Bezugstheorien ihrer jeweiligen disziplinären Arbeit fragwürdig – seien sie marxistischer oder systemtheoretischer Art gewesen. In nicht wenigen soziologischen oder politikwissenschaftlichen Seminaren las man ab dem Sommersemester 1990 nicht mehr Marx, sondern Weber, und das war, wie wir im Rückblick auf die vergangenen zwei Jahrzehnte Fachgeschichten wissen, nicht der einzige *turn*, der die geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächer in der Folgezeit beschäftigen sollte. »Discoursive«, »iconic«, »visual«, »narrative« etc. hießen die unablässig aufeinander folgenden weiteren *turns*, die neben einer gewissen theoretischen Sterilität und weitgehender Empirieferne vor allem eines leisteten: die Gegenstandsbereiche der Geistes- und Kulturwissenschaften immer weiter aus dem Bereich der gesellschaftlichen Problemlagen heraus- und in die esoterische Welt der Diskurse hineinzumanövrieren. Eben diese Selbstgenügsamkeit des Existierens in den weltfreien Räumen des schieren und selbstzufriedenen Intellektualismus hat dazu geführt, dass mit dem kritischen Potential der Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften auch ihre Fähigkeit entfiel, Gegebenes zu transzendieren – was sich unter anderem darin spiegelt, wie *Michael Hagner* in diesem Band[1] darlegt, dass ihnen die Zukunft abhanden kam und damit notwendigerweise auch die fundamentale Sorge um die eigene und die gemeinsame Existenz.

Mit dieser Zukunftsvergessenheit haben die Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften erheblich zur Entpolitisierung des öffentlichen Raumes beigetragen. Wenn die Deutungseliten auf ihr kritisches Potential verzichten, wird die Demokratie eines machtvollen Korrektivs beraubt und die Zivilgesellschaft einer analytischen und damit politischen Kraft: Die politische Entleerung des öffentlichen Raumes wird durch die postdemokratische Simulation politischer Debatten vom Typ »Anne Will« und »Hart aber fair« nicht ersetzt, sondern exemplarisch verdeutlicht. Das Phänomen »Klimawandel« ist in seinen gesellschaftlichen und kulturellen Implikationen eben deshalb so dramatisch ungedeutet geblieben, weil es dem Austausch von Sprachhülsen in Talkshows und sich daran orientierenden Parlamentsdebatten ausgeliefert wurde.

1 An dieser Stelle möchten wir sehr herzlich Martin David, David Keller, Vanessa Stahl und Sebastian Wessels für redaktionelle Unterstützung, Recherchen und Übersetzungen bei der Entstehung dieses Bandes danken. Sie alle haben in beeindruckender Geschwindigkeit und – vor allem – Zuverlässigkeit gearbeitet und ohne ihr Engagement wäre dieses Buch in der vorliegenden Form gar nicht möglich gewesen.

© Campus Verlag GmbH

Die systematische kulturwissenschaftliche Unterbelichtung eines Phänomens, das die Lebenskonditionen des 21. Jahrhunderts in vielfacher Hinsicht mitbestimmen wird, ist nicht nur deshalb fatal, weil sich die Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften mit ihrer Indolenz gegenüber der Konsequenzerstmaligkeit des Klimawandels selbst um einen Gegenstand von tiefem heuristischen Wert bringen. Sondern vor allem auch deshalb, weil nicht nur die Empirie, sondern auch die Vermittlung des Phänomens nahezu ausschließlich den Kolleginnen und Kollegen aus den Naturwissenschaften überlassen bleibt, die durch ihre spezifischen disziplinären Perspektiven begrenzt sind. Das kommt etwa in der völlig abstrakten Thematisierung der Folgen des Klimawandels zum Ausdruck. Informationen darüber, dass der CO_2-Gehalt der Atmosphäre im Jahr 2020 bei 400 parts per million liegen und der Meeresspiegel um die nächste Jahrhundertwende bis zu 89 Zentimeter angestiegen sein wird, blenden nahezu vollständig aus, was dies für den »Alltag« der Menschheit bedeutet – global wie regional.

Es muss darum gehen, die Implikationen darzustellen, die solche Entwicklungen für die Lebens- und Überlebensbedingungen von Menschen haben. Dieser Aufgabe bieten die Naturwissenschaften keine wissenschaftlichen Zugänge: Sie fällt nicht in ihre Zuständigkeit. In dem Augenblick aber, in dem ihre Befunde zu steigenden Temperaturen, schmelzenden Eisschilden oder sich nordwärts verbreitender Malariainfektionen in öffentlichen und politischen Arenen diskutiert werden, entsteht notwendig die Frage nach möglichen Auswegen, Anpassungen oder Lösungen. Natürlich fühlen sich die befragten naturwissenschaftlichen Kollegen genötigt, zu antworten. Die Antworten allerdings fallen entschieden naiv – als Appell an Verhaltensänderungen – oder technokratisch aus: geo-engineering, CO_2-Einlagerung und Elektroautos werden es schon richten. Zwangsläufig sind solche »Ratschläge« kulturwissenschaftlich unterdeterminiert: Fragen nach einer historisch fundierten Technikkritik, nach der Wirtschafts- und Umweltgeschichte, nach der Genese von materiellen, institutionellen und mentalen Infrastrukturen, nach Interessen, Absichten und Strategien, nach sozialen Dynamiken und nicht-intendierten Handlungsfolgen, nach Pfadabhängigkeiten, kulturellen Bindungen, Gruppendenken etc. werden in einem natur- und technikwissenschaftlichen Diskurs über den Klimawandel zwangsläufig nicht gestellt. Dies liegt nicht an den Vertreterinnen und Vertretern der Natur- und Technikwissenschaften, sondern eben an denen der Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften, die sich bisher weitgehend

© Campus Verlag GmbH

jeder Expertise zu diesen und vielen weiteren Aspekten des Phänomens verweigerten.

Beispielhaft lässt sich dies zeigen für den weiten Bereich der bisher unterbliebenen Sprachkritik, mit der sich in diesem Band *Ingo Schulze* beschäftigt, ebenso wie für die Persistenz apokalyptischer Vorstellungsbilder und der nervtötenden Untergangsrhetorik der traditionellen Umweltbewegung, die *Ulrich Beck* thematisiert. Auch die komplexen »Subuniversa« (James Cooley), innerhalb derer die Menschen ihr Wissen organisieren, Veränderungen in ihren Lebenswirklichkeiten wahrnehmen, unterschiedliche Formen von Aneignung oder Vermeidung praktizieren, oft konkurrierende Deutungen suchen und finden, sind in keiner Weise natur- oder technikwissenschaftlich erschließbar. Ebenso wenig können diese Disziplinen Antworten auf die Frage geben, warum sich Menschen wider besseren Wissens entscheiden und verhalten (womit sich in diesem Buch *Andreas Ernst* und *Udo Kuckartz* befassen). Ein gleichfalls unterbelichtetes Thema ist das Beharrungsvermögen von Lebensstilen und kulturellen Tradierungen: Essgewohnheiten und damit verbundene Rituale sind, wie *Nils Minkmar* zeigt, Teil habitueller Universen und deshalb extrem schwer veränderbar.

Die Deutung sozialer Tatsachen und kultureller Kategorien wie Interesse, Macht, Sprache, Geschichte, Subjektivität, Gerechtigkeit, Verantwortung, Politik, Gewalt, Hygiene, Ess- und Trinkkultur fallen, dies ist also unübersehbar, nicht in natur- und technikwissenschaftliche, sondern in sozial-, geistes- und kulturwissenschaftliche Kompetenz. Wenn diese weder in die Debatte um den Klimawandel noch in Forschungsagenden eingebracht wird, verlieren die Deutungswissenschaften sowohl ihren Einfluss auf alltagsweltliches Verhalten, als auch auf die wissenschaftliche und politische Formatierung oder Behandlung des Problems.

Man sieht: Die Bringschuld der Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften hinsichtlich der im Kontext des Klimawandels relevanten Fragen, Heuristiken und Antworten ist groß. Es gilt, diese Bringschuld abzuarbeiten. Damit kann, das ist unsere Vermutung und Hoffnung, viel mehr erbracht werden als eine Dienstleistung an der Gesellschaft, und auch mehr als das bloße Entfachen kurzfristiger Impulse für die notwendige Veränderung jener kulturellen Praxis, deren Fortschreibung unausweichlich den weiteren Weg ins Desaster ebnen würde. Vielmehr erarbeiteten die geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächer auch für sich selbst einen Vitalisierungsgewinn: Dieser böte ihnen die Chance, aus der selbstgenügsamen Askese eines Spezialistentums für Dinge, für die sich außer den Spezialisten

© Campus Verlag GmbH

niemand interessiert, auszubrechen. Damit wären unsere Disziplinen – endlich – wieder Teil ihrer Gesellschaft – einer Gesellschaft, die erhebliche Zukunftsprobleme hat, und zwar gerade jene, die sich ohne Wissenschaft, und vor allem ohne Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften, nicht lösen lassen.

Denn, das zeigen sowohl die Beiträge von *Thomas Schirren* einerseits als auch von *Christian Pfister* und *Franz Mauelshagen* andererseits: Eine scheinbar so aktualistische Thematik wie das *global warming* wirft, wenn sie aus historischer Perspektive analytisch aufgeschlüsselt wird, Fragen auf, die auch von der klassischen Philologie und den Geschichtswissenschaften überraschend beantwortet werden. Mit anderen Worten: Auch die Philologie, die Philosophie, die Literatur- und Geschichtswissenschaften können in der Auseinandersetzung mit einem scheinbar so »geistesfernen« Thema wie dem Klimawandel fachsystematisch wichtige Einsichten vermitteln. Philosophisch begründete Gerechtigkeitskonzepte (*Dieter Birnbacher*) oder Fragen zur Verantwortungsethik (*Ludger Heidbrink*) gehen, gerade weil auch sie das Problem des Klimawandels als das einer KlimaKultur reformulieren, weit über die bisher ausschließlich naturwissenschaftlich dominierte Sichtweise hinaus. Dasselbe gilt für die rechtlichen Verpflichtungen und Rollen, die der Klimawandel unterschiedlichen gesellschaftlichen Akteuren wie etwa den Kommunen zuweist (*Ulrich Battis*) und für die Veränderung der Paradigmen in Architektur und Raumplanung (*Bernd Hunger* und *Werner Wilkens*).

Dipesh Chakrabarty geht noch einen Schritt weiter, indem er das Thema Klimawandel in seinen Implikationen für die Grundüberzeugungen der Geschichtswissenschaften über ihren Gegenstandsbereich diskutiert. Damit deutet er zugleich an, dass ein »konsequenzerstmaliger« Geschehenszusammenhang wie die globale Erwärmung sowohl geeignet wäre, die Epistemologien der Fächer selbst auf den Prüfstand zu stellen als auch seinerseits zu einer Heuristik des Zeitgemäßen in den Kultur-, Sozial- und Geisteswissenschaften führen könnte – wenn man denn diese Chance ergriffe.

Es gäbe noch weitere Chancen: am Beispiel von vulnerablen und katastrophenerfahrenen Gesellschaften zur Kenntnis zu nehmen, dass diese auf der Ebene der Widerstands- und Überlebensfähigkeit von Individuen und Gruppen weniger gefährdet sein können als die hochkomplexen Risiko- und Versicherungsgesellschaften vom Typ der frühindustrialisierten Länder. Hier werden sich Gesellschaften, die bislang nur in vergleichsweise

© Campus Verlag GmbH

geringem Ausmaß katastrophenexponiert sind, einiges an Erfahrungen und Strategien abschauen können. Zugleich liegt im Studium von »cultures of disaster« (Greg Bankoff) eine Lernchance für die frühindustrialisierten Gesellschaften, die die traditionelle Perspektive umkehrt: Nicht die Bewohner des Westens sind hier modellbildend, sondern die der postkolonialen Gesellschaften. Künftig wird man mehr studieren müssen, welche sozialen Wissensressourcen in jenen Weltgegenden entwickelt worden sind, von denen man in ebenso trügerischer wie scheinbar unzerstörbarer Selbstgewissheit annimmt, dass sie »vom Westen lernen« wollen. Jared Diamond stellt hierzu in einem Interview lapidar fest, es sei eben keineswegs sicher, wer im Ernstfall katastrophenresistenter agiere: der Reisbauer aus Bangladesh oder der leitende IT-Mensch eines großen Industrieunternehmens.

Denn es ist – wie *Birger P. Priddat, Lars Clausen* und *Dirk Messner* aus je unterschiedlicher Perspektive nahe legen – noch nicht ausgemacht, in welcher Phase der Vermeidung von und Anpassung an die Folgen des Klimawandels wir uns gerade befinden. Es könnte ja durchaus sein, dass wir die Zerfallspotentiale heute noch ungefährdet scheinender Gesellschaften deshalb nicht wahrnehmen, weil wir unsere Analysen in einem Augenblick vornehmen, der im Fall eines Tsunamis dem entspricht, in dem sich das Wasser zurückzieht. Da sehen die Dinge zwar merkwürdig, aber noch nicht gefährlich aus. Ebenso könnten sich alle gegenwärtig dominierenden Vorstellungen einer globalen Klima-Governance exakt von jenem Augenblick an als illusionär erweisen, in dem die asymmetrischen Folgen des *global warming* sich dadurch dramatisch übersteigern, dass die Überlebensbedingungen auf unserem Planeten extrem ungleich ausfallen, und dass damit auch – was die *sozialen* Folgen des Klimawandels betrifft – längst nicht entschieden ist, wer die Gewinner, Verlierer oder einstweilen noch Davonkommenden sein werden: Es werden uns die *failed societies* umso mehr beschäftigen, je weiter die Folgen des *global warming* sich realisieren. Denn es könnte, um eine Formulierung von *Lars Clausen* aufzugreifen, insgesamt eine »failed globalisation« drohen.

Und noch etwas: So wie der Klimawandel uns in einer Kultur der gefühlten Unendlichkeit der Verfüg- und Konsumierbarkeit von Ressourcen wieder mit dem Phänomen der Endlichkeit konfrontiert, so geraten die Kategorien der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überraschend in Verwirrung. Der Fortschritt könnte längst schon eine Angelegenheit der Vergangenheit sein, und Zukunft könnte darin liegen, hinter fehl- und schiefgelaufene Entwicklungen zurückzukehren – eine der Moderne völlig

© Campus Verlag GmbH

fremde Operation. Auch deshalb beginnt dieses Buch mit der abhandengekommenen Zukunft und endet mit der prekär gewordenen Geschichte.

Gerade solche Befunde verdeutlichen, wie eminent wichtig der Beitrag der Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften zur Klimafolgenforschung ist und wie groß notwendigerweise die Defizite sein werden, wenn wir Analyse, Deutung und Prognosen allein den Kolleginnen und Kollegen aus den Natur- und Technikwissenschaften überlassen.

Einer derjenigen, die als erste für eine kulturwissenschaftliche Klimaforschung eingetreten sind, ist *Claus Leggewie*. Er war und ist hier ein zentraler Anreger, Analytiker und Stichwortgeber. Von ihm findet sich in diesem Band kein eigener Beitrag. Der Grund: Wir widmen ihm dieses Buch, das ohne seine Arbeiten gar nicht denkbar wäre, zum sechzigsten Geburtstag.

Essen, im Januar 2010

© Campus Verlag GmbH

Haben die Geisteswissenschaften die Zukunft vergessen?

Michael Hagner

Von Zeit zu Zeit haben Geisteswissenschaftler die Angewohnheit, sich mit derartiger Wutlust gegenseitig zu demontieren, dass man sich verwundert fragt, warum sie nicht gleich für ihre Selbstabschaffung plädieren. Auch wenn es dazu für gewöhnlich nicht kommt, bleibt diese selbstbezügliche Koketterie im globalen Dorf keineswegs unbemerkt und dürfte ein Stück weit dazu beigetragen haben, dass die Forderung nach Abschaffung der Geisteswissenschaften hier und dort von anderen erhoben wird. Dass solche Einwürfe nicht als bloße Phrasen anzusehen sind, dürfte auch dem Letzten klar geworden sein, als der französische Präsident Nicolas Sarkozy im Frühjahr 2007 in einem Interview feststellte, dass ein jeder das Recht habe, eine Doktorarbeit in klassischer Philologie zu schreiben; doch der Staat sei keineswegs verpflichtet, eine solche Dissertation auch zu finanzieren (de Saint-Do 2007). Mit diesem Bonmot hat Sarkozy zumindest zwei Dinge zum Ausdruck gebracht. Erstens ist eine profunde Kenntnis des Griechischen oder Lateinischen in der globalisierten Welt nutzlos und dementsprechend als Hobby derjenigen zu betrachten, die es sich leisten können. Antike Philologie landet damit in derselben Kategorie wie beispielsweise private Weltraumflüge, der Ankauf alter Schweizer Grand-Hotels oder die Sammlung impressionistischer Kunst. Geisteswissenschaft als Freizeitvertreib für gelangweilte Milliardäre. Zweitens – und das ist vielleicht noch wichtiger – der Staat muss zwar in die universitäre Bildung investieren, aber offensichtlich nur aus dem Grund, um sein eigenes wirtschaftliches, technologisches und bürokratisches Überleben zu sichern. Gleichzeitig hat er das Recht zu entscheiden, welche Art von akademischer Forschung er für förderungswürdig hält und welche nicht. Sarkozy ist nicht der einzige unter den einflussreichen Politikern, Wirtschaftsführern oder Wissenschaftsmanagern, die der Ansicht sind, dass die Förderung von

© Campus Verlag GmbH

Grundlagenforschung, sei es in der Natur- oder Geisteswissenschaft, nur dann Berechtigung hat, wenn sie von praktischem Nutzen ist.

Werden die Geisteswissenschaften sich so schnell von den Universitäten vertreiben lassen, wie es manche wünschen mögen? Ich glaube nicht und dennoch: Unübersehbar ist in den letzten Jahren diesseits und jenseits des Atlantiks viel von einer »Krise der Geisteswissenschaften« die Rede, und das hat einen breiten Reflexionsprozess in Gang gesetzt, der sich immer wieder um die Frage dreht, wozu die Geisteswissenschaften gut seien. Da ist viel von den Erschütterungen die Rede, die durch die Umstrukturierung der Universitäten im Bolognaprozess ausgelöst worden sind. Jahrelang wurde darüber wortreich geklagt, aber erst kürzlich, im Herbst 2009, kam es zu ebenso massiven wie berechtigten Protesten.

Ein weiterer Faktor ist die Erosion der traditionellen Fächer durch einen kulturwissenschaftlichen Zugriff, der quer zu einer eindeutigen disziplinären Zuordnung steht. Viele Geisteswissenschaftler sehen sich immer noch in der Tradition der disziplinären Ausdifferenzierung des 19. Jahrhunderts und haben dabei unterschätzt, dass zahlreiche Forschungsthemen und ganze Wissensbereiche als postdisziplinäre Unternehmungen angelegt sind – und zwar in allen Wissenschaften. Und schließlich ist es eine kontrovers diskutierte Frage, ob die Geisteswissenschaften ein nützliches, anwendungsorientiertes Wissen zur Verfügung stellen sollen, oder ob sie eher für jenes Reflexionswissen zuständig sind, das die Kategorien von Praxis, Nützlichkeit oder Fortschritt kritisch hinterfragt, anstatt sich innerhalb von ihnen zu bewegen. Es ist legitim, zu sagen, dass Philosophie oder Geschichte nicht in der Weise Fortschritte machen wie Krebsforschung oder Nanotechnologie; und es ist auch legitim, die *nutzlosen* Geisteswissenschaften für ebenso unverzichtbar zu halten wie die *nützlichen* Naturwissenschaften. Nur sollte diese Unverzichtbarkeit dann auch mit klaren Argumenten hervorgehoben werden. Warum geschieht das nicht im gewünschten Maße? Ich möchte die relevanten aktuellen Diskussionen für den Moment nicht weiter verfolgen, sondern einen historischen Weg einschlagen, um das gegenwärtige Legitimationsdefizit der Geisteswissenschaften genauer zu fassen.

Im Juni 2008 war zu lesen, dass das legendäre *Kursbuch* nach 43 Jahren eingestellt werde. Das war eine gute Entscheidung, denn mit den maßgeblichen Themen und Diskussionen unserer Zeit hatte diese Zeitschrift schon lange nichts mehr zu tun. Stichwortgeber und Leitmedium der Linken war es jedoch nicht nur in jenen späten sechziger Jahren, auch 1978

© Campus Verlag GmbH

war das *Kursbuch* auf der Höhe der Zeit. Der Nummer 52 vom Mai 1978 war ein Kursbogen beigegeben, auf dem eine Arbeit des italienischen Designers Enzo Mari zu sehen ist (siehe Abb.). Sie heißt »Hammer und Sichel« und zeigt das Emblem des Kommunismus schlechthin; oben in der Mitte platziert, schwebt es souverän über der Szenerie, die aus 44 eng aneinander gerückten Podesten besteht, auf denen sich amorphe Gegenstände befinden. Doch die Erhabenheit täuscht, denn Hammer und Sichel sind nicht mehr aus ein oder zwei Stücken geschmiedet, sondern selbst in 44 Teile aufgeteilt, oder, wenn man es schroffer ausdrücken wollte: Hammer und Sichel zerfallen in 44 Brocken, die sich in musealer Präsentation als Skulpturen auf den Podesten wiederfinden.

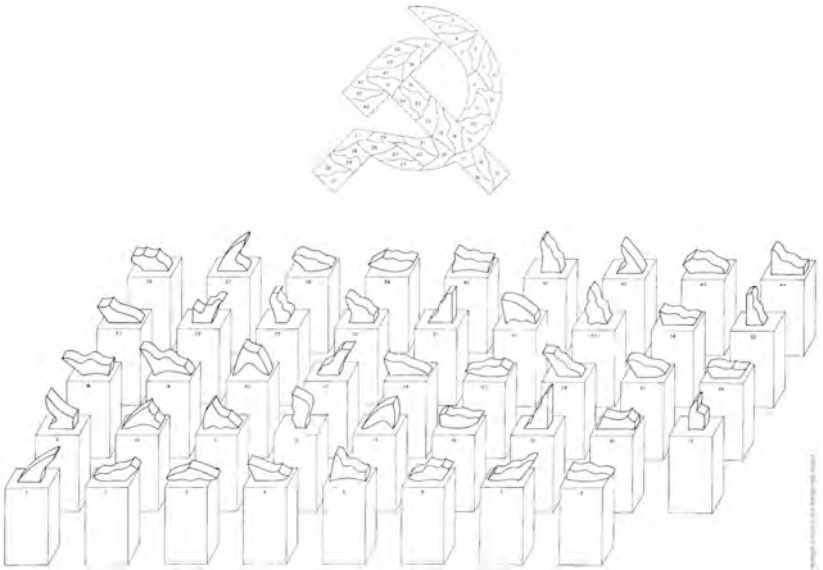

Abbildung 1: Enzo Mari, »Hammer und Sichel«.

(Quelle: Kursbogen in: Kursbuch 52, 1978, Berlin)

Der Kommunismus ist nicht nur in die Jahre gekommen, er findet sich wieder als Museumsobjekt, und zwar in einer Weise, dass er bis zur Unkenntlichkeit fragmentarisiert ist. Hammer und Sichel können sich nur noch über die Präsentation auf Podesten behaupten, und damit ist die grundlegende Transformation bereits angezeigt: Die Verwandlung eines politischen Symbols, das für Kampf, Utopie und Hoffnung steht, in einen

© Campus Verlag GmbH

Skulpturenpark führt zur Entleerung des ehemaligen semantischen Gehalts. Der Habitus ist ein anderer geworden. Wo zuvor eine politische Bedeutung war, wird nun eine ästhetische behauptet. Wo zuvor ein Symbol in die Zukunft wies und ein Versprechen enthielt, verweist das zerfallene Symbol in seiner musealen Aufbereitung auf eine Vergangenheit, denn im Museum steht nach Krysztof Pomian das, was aus der Zirkulation der Dinge und der Bedeutungen herausgenommen und stillgestellt worden ist (Pomian ³1997). Hammer und Sichel sind zum Semiophor geronnen. Aus der Benutzung wird Betrachtung, Nähe schlägt um in Distanzierung, aus einem Erwartungshorizont wird ein Erinnerungshorizont. Hermann Lübbe hat diesen Vorgang mit der ihm eigenen Lakonie festgehalten: »Postmodern existiert, wer die Hinterlassenschaften der Moderne als Denkmäler wahrnimmt« (Lübbe 1992: 78). Die Einzelteile des marxistischen Zentralemblems als Hinterlassenschaft: Maris Poster steht für einen neuen, postmodernen Umgang mit der kommunistischen Utopie und bringt die Veränderungen und Weichenstellungen der späten siebziger Jahre vielleicht nicht in ihrer Breite, wohl aber in ihrer Radikalität auf den Punkt.

Was hat das mit den Geisteswissenschaften zu tun? Sie sind noch längst nicht im Museum zu besichtigen, und doch hat, so meine These, ihre selbst diagnostizierte Krise mit dem lange zurückliegenden Abschied von den Utopien zu tun. Dieser Abschied hat eine bis heute spürbare Zäsur gebildet. Mit der allmählichen Austrocknung des Marxismus und der Utopien mehr als zehn Jahre vor dem Fall der Berliner Mauer kam bekanntlich der Begriff der »Postmoderne« auf, der trotz seiner schillernden Vielfalt lange Zeit für metaphysische Unruhe gesorgt hat. In den Geisteswissenschaften bedeutete dies, dass Diskursanalyse, Dekonstruktion, Systemtheorie, Medientheorie und Kulturwissenschaft die Vorlesungssäle und Seminarräume der westlichen Universitäten zu erobern begannen. Damit installierte sich ein Denkstil, der neue, kritische Ansätze hervorgebracht hat, die bei aller Unterschiedlichkeit eines gemeinsam haben: Sie haben sich von den Utopien verabschiedet und – mehr noch – zur Zukunft im Grunde nichts mehr zu sagen. Man hat sich ausgiebig mit dem »Abschied vom Prinzipiellen« (Marquard 1981) befasst und daraus einen neuen Legitimationsteppich für die Geisteswissenschaften gewoben, der für die westdeutsche Befindlichkeit der achtziger Jahre geeignet sein mochte, durch die historischen Ereignisse seit 1989 jedoch einer rasanten Zersetzung anheimgegeben war. Die Verabschiedung der Zukunft hatte ihren Preis.

© Campus Verlag GmbH

Utopie, das war seit dem 19. Jahrhundert ja nicht ein kritischer Begriff für ein Denken, das um das Nirgendwo kreist, sondern umgekehrt: Utopie bezeichnete ein Denken im jeweiligen Heute, das seiner Zeit voraus war und die »Wahrheit von morgen« (Louis Blanc) zu verkünden imstande war (vgl. Hölscher 1999: 102). Nach dieser Auffassung ist Utopie ein geschichtsphilosophischer Modus, sich zur Zukunft zu verhalten, unabhängig davon, ob diese nun beginnen kann oder nicht. Zukunft und Utopie – das sind exakt die beiden Begriffe, von denen jenes *Kursbuch 52* handelt. »Utopien I – Zweifel an der Zukunft«, so lautet der Titel des Heftes, das mit einem kurzen, kämpferischen Essay von Hans Magnus Enzensberger eröffnet wurde. Seine »Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang« haben damals für einen veritablen Skandal gesorgt: Die noch vernehmbare Linke warf Enzensberger einen Verrat an den ehemaligen linken Idealen vor, und man kann die Aufregung auch aus dreißig Jahren Abstand durchaus nachvollziehen. Was sollten diejenigen, die sich in Theorie und Praxis für eine Gestaltung der Zukunft einsetzten, davon halten, wenn ihnen ins Stammbuch geschrieben wurde, dass zwar die Stärke der linken Theorie »von Babeuf bis Bloch, also mehr als anderthalb Jahrhunderte lang, darin gelegen [habe], daß sie auf einer positiven Utopie beruhte, der die Welt nicht Ebenbürtiges entgegenzusetzen hatte« (Enzensberger 1978: 4), dass der Linken aber nun, so Enzensbergers Diagnose, die »Zukunftsgewissheit« abhanden gekommen sei? Mehr noch: Der Optimismus ist einer negativen Utopie gewichen, die ein Panorama vom Weltuntergang heraufziehen lässt, für das Enzensberger auch sogleich ein siebenköpfiges Ungeheuer benennen kann: »Polizeistaat, Paranoia, Bürokratie, Terror, Wirtschaftskrise, Rüstungswahn, Umweltvernichtung« (ebd.: 1). Um eine Antwort auf die Herausforderungen dieser Hydra zu finden, ist die Linke nur schlecht gerüstet, und vor allem hat es dazu geführt, dass die Freude an der Zukunft verloren gegangen ist: »Die einzigen, die dem Jahr 2000 voller Frohsinn entgegenmarschieren, mit der Unbeirrbarkeit von Lemmingen, sind heutzutage die Technokraten« (ebd.: 3). Die Linken jammern über das »falsche Bewusstsein«, über den »neuen Irrationalismus« und insgeheim über den rasanten Verlust an Bedeutung und Autorität der eigenen Position.

Nun gut, mag man einwenden, das ist eine geradezu beneidenswert treffsichere Prognose über den Siegeszug der Technokratie (heute Public Management genannt), und gleichzeitig handelt es sich um eine scharfsinnige Bestandsaufnahme, die den Bedeutungsverlust der Linken am Ende der siebziger Jahre an der Wurzel fasst, indem sie ihn mit einer Neu-

© Campus Verlag GmbH

bewertung der Zukunft kurzschließt. Wer sich nicht eine verheißungsvolle Zukunft auf die Fahnen zu schreiben vermag, verbrennt lieber gleich die Fahnen, anstatt die Zukunft etwas anders zu denken. Aber noch einmal gefragt, was hat das mit den Entwicklungen in den Geisteswissenschaften der letzten dreißig Jahre zu tun? Ein kurzer Szenenwechsel, Herbst 2007:

»Seit gut einem Vierteljahrhundert sind die Geistes- und Kulturwissenschaftler damit beschäftigt, sich in eine fortschreitende Krise ihres Standes hineinzureden. [Sie] verwenden seit Ende der siebziger Jahre [also seit fast dreißig Jahren, MH] beträchtliche Energien darauf, sich gegenseitig zu attestieren, dass ihre Erkenntnisse und Theorien, ihr Expertenwissen und ihre Orientierungsvorschläge in der Gesellschaft nicht mehr gefragt sind.« (Heidbrink/Welzer 2007: 8)

Diese Sätze finden sich in der Einleitung des von Ludger Heidbrink und Harald Welzer herausgegebenen Bandes *Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften*. Bemerkenswert ist: Was Enzensberger 1978 der Linken attestierte, attestieren 2007 zwei Geisteswissenschaftler einer gesamten, vielschichtigen Wissenskultur, und sie datieren die Anfänge jener Sinn- und Orientierungskrise in die späten siebziger Jahre. Was ist zu jener Zeit passiert, dass der Verlust der Zukunftsgewissheit auf Seiten der Linken sich damals zu einem Flächenbrand ausgeweitet hat, der die Geisteswissenschaften so heftig affizierte, dass sie es einfach aufgegeben haben, sich mit der Zukunft in irgendeiner produktiven Weise – und wäre es auch nur so, wie Enzensberger es damals vorschlug: »aufmerksam, respektvoll und bescheiden« – auseinanderzusetzen? Sie wurde entweder von der Tagesordnung der Zuständigkeit gestrichen oder im Sinne einer Heraufbeschwörung von Horrorszenarien zum Paria gemacht.

Man muss sich klar machen, dass innerhalb von nur wenigen Jahren ein fundamentaler Wandel stattgefunden hat. Die sechziger Jahre, jenes »Golden Age der Nachkriegszeit«, wie es Eric Hobsbawm einmal ausgedrückt hat (Hobsbawm 1995: 283ff.), waren durch eine Zukunftslust oder genauer: durch ein Interesse an der Zukunft charakterisiert, deren keineswegs kontrovers zueinander stehende Eckpfeiler die sozialistischen und die kybernetischen Utopien darstellten. Auch die Futurologie, die Wissenschaft von der Zukunft, noch während des Zweiten Weltkriegs in den USA aus der Taufe gehoben, erlebte in den sechziger Jahren – ebenso wie die Kybernetik – einen enormen Aufschwung. Zukunft war etwas, in das Wissenschaften, Künste und Architektur, um nur diese zu nennen, gern investierten.

© Campus Verlag GmbH

Die Gründe für das abrupte Ende solcher Zukunftshoffnungen um 1970 sind zu komplex, um sie hier im Einzelnen zu untersuchen. Von Ölkrise, Umweltverschmutzung und Knappheit der Energieressourcen war schon bei Enzensberger stichwortartig die Rede, mir scheint aber noch ein weiterer Grund von besonderer Bedeutung zu sein. Bis in die sechziger Jahre hinein waren Zukunftspessimismus und Technikkritik vornehmlich das Geschäft konservativer Intellektueller wie Ernst und Friedrich Georg Jünger, Martin Heidegger oder Konrad Lorenz. Die Linke hat sich von Anfang an auf der Seite des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts gesehen, und daran hat nicht einmal die im Habitus eher konservative Technikkritik von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* etwas geändert. Erst mit den Achtundsechzigern änderten sich die Verhältnisse grundlegend. Technik geriet unter Ideologieverdacht, indem man ihr vorwarf, einen gesellschaftlichen Technokratismus zu generieren, ohne jedoch die von ihr in Aussicht gestellten Annehmlichkeiten und Revolutionen so schnell in die Tat umsetzen zu können. Und damit wurde Wissenschaftskritik auch in breiten Kreisen der Geisteswissenschaften salonfähig.

Ich behaupte nicht, dass sich Geistes- und Naturwissenschaften zuvor intensiv miteinander beschäftigt hätten. Seit dem 19. Jahrhundert war man immer wieder daran interessiert, Abgrenzungskriterien für das jeweilige Feld zu finden. Ich möchte allerdings behaupten, dass mit dem Verlust der Zukunftsgewissheit und der tiefen Skepsis gegenüber Wissenschaft und Technologie, mit der Einsicht in die eigene Ohnmacht und der technologisch angeleiteten Bürokratisierung, die ihr vermutlich erfolgreichstes Experimentalobjekt in den Hochschulen gefunden hat, dass also den Geisteswissenschaften in dieser Konstellation ein gesamtes Themenfeld abhanden gekommen ist. Die nachhaltige Allergie gegen die Zukunft hat sich bis in die Forschungsprogramme der Geisteswissenschaften hinein bemerkbar gemacht, und das nicht zu ihrem Vorteil.

Die Zuständigkeit für die Zukunft wurde vollständig an die Naturwissenschaften delegiert, die diese Rolle mit einigen Jahren Latenzzeit ab den späten achtziger Jahren dankbar angenommen haben. Man erinnere sich an die *Dekade des Gehirns*, die 1990 ausgerufen wurde, oder an die zukunftsorientierte Rhetorik, mit der das *Human Genome Project* oder die Nanotechnologie in der Weltöffentlichkeit lanciert wurden. Die Ergebnisse sind bekannt und lassen sich als die »zwei Kulturen« innerhalb der Naturwissenschaften beschreiben: Auf der einen Seite die Technologisierung der Wis-

© Campus Verlag GmbH

senschaften, etwa im Bereich der computergestützten Rechnungen und Simulationen, die durch wachsende Rechnerkapazitäten und durch Vermehrung von Parametern zumindest in einigen Bereichen zu zuverlässigeren Voraussagen führen; das wäre also der technowissenschaftliche Umgang mit der Zukunft. Und auf der anderen Seite die großen Ankündigungen in Gentechnologie und Neurowissenschaften, Nanotechnologie und Informationswissenschaften, die die zweifellos bewunderungswürdigen Innovationen sogar noch übersteigen; das wäre der rhetorisch-proleptische Umgang mit der Zukunft. Dieser ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die Naturwissenschaften seit jeher einen Teil ihrer Legitimation auf die Inanspruchnahme eines utopischen Kredits stützen. Und auch wenn die Plattheiten im Hinblick auf Zukunftsversessenheit bisweilen kaum zu überbieten sind, so passiert das dennoch ungestraft, weil die Naturwissenschaften es auf eindrucksvolle Weise geschafft haben, ein führendes soziales System ohne Gedächtnis zu sein. Schon Horkheimer und Adorno notierten in ihrer Abrechnung mit dem Fortschrittsgedanken schneidend: »Verlust der Erinnerung als transzendentale Bedingung der Wissenschaft. Alle Verdinglichung ist ein Vergessen« (Horkheimer/Adorno 1947: 274). Gewiss, aber es ist auch nicht zu übersehen, dass die Naturwissenschaften seit dem 19. Jahrhundert gern den Erinnerungsdienst in Anspruch genommen haben, wenn es darum ging, sich selbst in eine ruhmreiche Genealogie einzureihen. Zweifellos jedoch pflegen sie einen instrumentellen Umgang mit der Erinnerung. Und dazu passt die gegenwärtig gepflegte Praxis, sich im Hinblick auf die eigenen Forschungsprogramme an nichts zu erinnern, was länger als ein paar Jahre zurückliegt; und sie wollen sich auch an nichts erinnern lassen, was ihnen vor nicht allzu langer Zeit sehr ernst gewesen ist. Offensichtlich hat sich hier ein Zeitpfeil etabliert, der in der kurz zurückliegenden Vergangenheit seinen Anfang nimmt und bis in eine nicht genau definierte Zukunft hinein reicht.

Ganz anders verhält es sich in den Geistes- und Kulturwissenschaften, wo in den letzten 25 Jahren unter dem Stichwort *Gedächtnis* eine massive Hinwendung zur Vergangenheit stattgefunden hat. Begriffe wie Gedächtnis, Archiv, Mnemosyne, Denkmal, Nachleben, Trauma und Erinnerungsräume wurden zu kulturwissenschaftlichen Leitbegriffen und haben zahllose Forschungsprojekte in Gang gesetzt. Jan Assmann diagnostizierte 1992 zu Recht, »daß sich um den Begriff der Erinnerung ein neues Paradigma der Kulturwissenschaften aufbaut, das die verschiedenen kulturellen Phänomene und Felder – Kunst und Literatur, Politik und Gesellschaft,

© Campus Verlag GmbH

Religion und Recht – in neuen Zusammenhängen sehen lässt« (Assmann 1992: 12). Wenn es sich nur um *ein* neues Paradigma gehandelt hätte, so wäre alles in Ordnung gewesen, doch weniger, weil das Gedächtnis eine derartige magnetische Kraft entfaltete, als aus schierer Mutlosigkeit und Selbstgenügsamkeit der Geisteswissenschaften musste es wenig später sogar als Rettungsanker herhalten. Wolfgang Frühwald sagte 1996 als Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft: »Die auf Erinnerung und kulturelles Gedächtnis ausgerichteten Geisteswissenschaften können ihnen in Gestalt der Kulturwissenschaften ihr verlorenes Definitionsmonopol für Wissenschaft zurückholen, das sie verloren haben« (Frühwald 1996: 41). Dass diese Worte just zum 8. Mai 1996 geschrieben wurden, war kein Zufall, denn die Konjunktur des Gedächtnisses und der Erinnerung und die damit verbundene »Renaissance der Kulturwissenschaften« wäre, darin besteht Einigkeit, kaum möglich gewesen ohne die Dringlichkeit der Frage, wie sich kollektives Gedächtnis und individuelle Erinnerung im Hinblick auf den Holocaust verhalten. Wie ist ein wahrhaftiges Erinnern an diese Barbarei möglich angesichts des Aussterbens der Zeitzeugen und angesichts der schwierig zu deutenden Fragmente und Spuren, die uns dieses Ereignis hinterlassen hat? Welche symbolischen Formen der Erinnerung – archivalische, museale, narrative, bildliche, filmische, architektonische oder monumentale – sind angemessen, um die Leiden der Opfer präsent zu halten? Mit welcher Art von Erinnerung soll die Gegenwart sinnvoll ausgefüllt werden? In der Zwischenzeit sind solche Fragen auch an andere traumatische Ereignisse der Geschichte des 20. Jahrhunderts gestellt worden.

Die Kulturwissenschaften gehen in diesen Fragen nicht vollständig auf, doch hier artikuliert sich eine historische Mentalitätenverschiebung. Wenn das Bewusstsein in den sechziger Jahren bestimmt war von einer Beschäftigung mit der Zukunft, mit Erwartungen und Utopien, und diese Phase in den späten siebziger Jahren an ein Ende kam, dann hat sich zur selben Zeit ein Bewusstsein entwickelt, das von einer Beschäftigung mit der Vergangenheit geprägt war. Die bis auf den heutigen Tag anhaltende Konjunktur der Vergangenheit und des Gedächtnisses ist in keiner Weise zu verurteilen, die Deutung der Vergangenheit wird stets zur Orientierungsordnung einer jeweiligen Gegenwart gehören. Allerdings wäre es auch fahrlässig, die Kostenseite dieser einseitigen Entwicklung zu verschweigen. Den ganz spezifischen, auf die eigenen Bedürfnisse zugeschnittenen Umgang mit der Zukunft in den Naturwissenschaften hat man jahrzehntelang nur ansatzweise wahrgenommen. Im Regelfall sind es die Technokraten und Chief

© Campus Verlag GmbH

Executive Officers, die Apologeten des universellen Branding und des Vermarktungsfetischismus, die die Meinungshoheit in diesem Bereich innehaben. Es ist also an der Zeit, dass wir uns der Zukunft wieder annehmen. Verschiedene Initiativen im Hinblick auf Medien, Klima und Wissenschaften deuten darauf hin, dass das Pharmakon der Zukunftsvergessenheit seine Wirkung zu verlieren beginnt, und das ist auch dringend notwendig.

Nehmen wir als Beispiel die Klimaforschung. Im Jahre 2004 veröffentlichte die Wissenschaftshistorikerin Naomi Oreskes in *Science* einen Artikel, in dem sie 928 wissenschaftliche Publikationen zum Thema Klimawandel in Zeitschriften mit Peer Review zwischen 1993 und 2003 auswertete. Ergebnis: Kein Einziges widersprach dem allgemeinen Konsens, wonach der Klimawandel menschengemacht sei (Oreskes 2004: 1686). Das deckte sich mit den Berichten des *Intergovernmental Panel on Climate Change*, stand aber im Gegensatz zur neokonservativen Haltung der damaligen amerikanischen Regierung und ihrer Anhänger, die zu argumentieren versuchten, dass innerhalb der Klimaforschung keineswegs Konsens über die Ursachen des Klimawandels herrsche. Das Thema ist, wie die Kopenhagen-Konferenz mit all ihren Kollateralaffären gezeigt hat, bis auf den heutigen Tag nicht erledigt. Zu stark scheinen die Interessen der verschiedenen Akteure, Staaten und Interessensgruppen zu divergieren, und doch lässt sich das, was die Wissenschaften zur Beschreibung der Situation zu sagen haben, leicht zusammenfassen. Oreskes war in ihren Schlussfolgerungen vorsichtig: Der Konsens der Klimatologen könne auch falsch sein, denn wenn die Wissenschaftsgeschichte eines lehre, dann sei es Bescheidenheit. Auch gebe es noch zahlreiche Lücken im Verständnis der Mechanismen des Klimawandels und dementsprechend müsse die Forschung konsequent fortgesetzt werden, aber ungeachtet all dessen seien weitere Verzögerungen bei der Eindämmung des Klimawandels verantwortungslos. Hier war mit wenigen Worten zusammengefasst, was sich über die Möglichkeiten und Grenzen einer naturwissenschaftlichen Prognostik sagen lässt. Mit mathematischen Modellen, Algorithmen und noch so vielen empirischen Daten lassen sich Wahrscheinlichkeiten herstellen, keine absoluten Sicherheiten. Wer diese haben möchte, darf sich an keine Wissenschaft wenden. Warum ist es dennoch vernünftig und vielleicht sogar überlebensnotwendig, sich an die Klimaforschung zu halten?

Eine Antwort darauf hat ungefähr zur gleichen Zeit Bruno Latour mit seinem Entwurf einer politischen Ökologie gegeben, indem er darauf hin-

© Campus Verlag GmbH

wies, dass kein anderes von Menschen erfundenes soziales System so robustes und zuverlässiges Wissen zur Verfügung stelle wie die Naturwissenschaften. Natürlich ist Latour nicht so naiv, zu glauben, dass aus dieser Stärke automatisch Universalrezepte hervorgehen, um Probleme wie Klimawandel oder Überbevölkerung, Armut und AIDS in den Griff zu bekommen. Wir sind »politisch behindert«, und so müssen wir uns auch verhalten. Wenn die Geschichte der Moderne durch eine unerschütterliche Zuversicht und ein Gefühl der Stärke charakterisiert war, schlägt Latour für eine Geschichte nach der Moderne – was etwas anderes ist als die Postmoderne – eine Position vor, die ihre Zuversicht nicht verloren hat, die aber von ihrer eigenen Schwäche und Anfälligkeit ausgeht und eine Reihe von Kontrollmechanismen einbaut, damit diese realistische Selbsteinschätzung nicht unversehens wieder in Hybris umschlägt (Latour 2001). Ob man Latours Vorschlägen im Detail folgen mag oder nicht, jedenfalls kommt hier eine aus dem geisteswissenschaftlichen Denken heraus entwickelte Sorge um die Zukunft zum Ausdruck, die jenseits von Utopie oder Dystopie deutlich macht, dass die Kapitulationserklärung noch keineswegs unterzeichnet ist, auch wenn – ähnlich wie bei den klimatischen Verschiebungen selbst – zu befürchten steht, dass diese Verschiebungen gravierende soziale, ökonomische und politische Konsequenzen haben werden. Wenn das 21. Jahrhundert, wie Harald Welzer schreibt, »utopiefern und ressourcennah« ist (Welzer 2008: 276), und wenn es wegen der Ressourcen zur Eskalation von Gewalt zu kommen droht, dann ist jede Sorge um die Zukunft, jede politische Theorie und jeder geisteswissenschaftliche Entwurf in dieser Richtung als *disability studies* im großen Stil aufzufassen. Darauf sollten wir uns zumindest einstellen.

Es gibt also kein Zurück zu den Utopien der sechziger Jahre. Mit der Zukunftsgewissheit ist es vorbei. Aber auch jenseits der großen Fragen wie Klima, Ressourcen und Armut gibt es genügend offene Punkte. Wie wir in Zukunft leben wollen, welche Prioritäten wir setzen, von welchen Maximen, Kulturtechniken und Einrichtungen wir uns verabschieden wollen und von welchen nicht – all das sind Fragen, die leichtfertig einem technologisch-medialen Determinismus übereignet worden sind, in dem Sinne: Diese Entwicklung wird eintreten, ob wir es wollen oder nicht. Wieso eigentlich? Die Geisteswissenschaften haben hier ein ganzes Feld zu besetzen. Insofern scheint auch die Frage falsch gestellt zu sein, ob es sich nun um Anwendungswissen oder um Reflexionswissen handeln soll, das die Geisteswissenschaften zur Verfügung stellen. Natürlich beides. Ihre me-

© Campus Verlag GmbH